

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 10

Artikel: Der Kampf mit dem Toten [Fortsetzung folgt]
Autor: Stickelberger, Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frau Barbara Schalerin, die um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu Basel lebte, hatte an der Seite ihres ersten Gemahls Ospernel, des Oberzunftmeisters, das Ungemach der jungen Gattin eines betagten Würdenträgers gekostet; ohne Zögern war sie nach kurzer Witwenschaft dem stattlichsten ihrer Freier gefolgt, dem Junker Jerg zer Sunnen, gemeinhin genannt der lange Fürnach. Sie hatte ihm neben ihrer freundlich gerundeten Gestalt und einem vollgebeigten Schnitztrog mit Damast und Linnen zwei Häuser in der Stadt und ein Landgut zu Hiltalingen zugebracht; dazu ein lebensfroh Gemüt und ein dickes Bündel Gülten. Damit hatte sie dem Ritter, dessen Ruf durch ein allzu unbekümmertes Reisläuferleben erheblich beschädigt war, zur Auffrischung des Ansehens seines alten Geschlechtes verholfen; denn zu Basel wie anderwärts richtete sich die Bewertung durch die Menge schon damals in der Hauptsache nach den Schätzen, danach die Diebe graben und welche die Motten und der Rost fressen.

Also wohl verehelicht und begütert, kam Junker Jerg rasch zu allerlei Würden, wie sie einem Müssiggänger der hohen Stube von Rechts wegen anstanden und die man ihm bis anhin nur wegen seines erwähnten Abenteuerns in welschen Landen vorenthalten hatte. Wider Erwarten verwaltete er diese Aemter mit Umsicht, und seine Hausfrau trug darob den ihrem Geschlecht so wohlthuenden süssen Triumph des Rechtbehaltens in sich; denn wer sie unter ihrer Freundschaft und Sippe vor der Verbindung mit dem kecken Ritter gewarnt hatte, fühlte sich durch den erstaunlichen Wandel in seinem Wesen gehörig auf den Mund geschlagen.

Frau Barbara war heute damit beschäftigt, ihr Zinngeschirr so glänzend zu scheuern, dass es schier wie Silber funkelte. Doch ihr Sinnen weilte fern von dieser Lieblingsarbeit: Ein Erlebnis, das diesen Nachmittag ihr einförmiges Hausfrauendasein unterbrochen hatte, klang in ihr nach und erfüllte sie ganz. Sie hatte eine Jugendgespielin zu Besuch gehabt, die, kaum erwachsen, einem Edelmann in sein Weiherschloss im untern Elsass gefolgt war. Während der Trennung von anderthalb Jahrzehnten aber war aus dem fröhlichen Basler Kind eine seltsame stille Frau geworden, deren durchsichtige Gesichtsfarbe an eine Nonne gemahnte; über ihre Züge ging öfters ein jähes Zucken, und ihre dunklen Augen blickten so schwermütig forschend in die der andern, dass ihre Nähe jegliches Lachen bannte. Und ob man ihr gleich nicht böse sein konnte, verbreitete sie um sich ein Gefühl frostiger Kälte. Agnes

Waltpach, dies war der Mädchennamen der Edelfrau, berichtete der staunenden Freundin, wie ihr das Schicksal zuteil geworden sei, Gesichte zu haben, die sie manch schauerlichen Blick in die Zukunft tun liessen. Nicht nur sehe sie es jedem Begegnenden an, ob er in der nächsten Zeit die Augen auf ewig schliessen werde, selbst die Einzelheiten seines Leichenbegängnisses im voraus zu schauen, bleibe ihr nicht erspart. So hatte sie zweimal das Totengeleite hinter Särgelein wahrgenommen, in denen sie ihre eigenen blühenden Kinder erkannte; genau ein Vierteljahr nach diesen Gesichtern hatte sie die geliebten Wesen in der Gruft ihrer Schlosskapelle bestatten müssen. Und manchem Mitmenschen las sie eine Schuld auf der Stirne geschrieben, um die ausser Gott niemand wusste. Sie litt unter ihrem Hellsehen unsäglich, und verschloss sich so viel als möglich in ihren Burgmauern, um von Schuld- und Todesoffenbarungen nicht verfolgt zu werden.

Die Gegensätzlichkeit der weltfreudigen sinnlichen Art ihrer Jugendfreundin zu der ihrigen tat der Unglücklichen wohl, und aus diesem Gefühl heraus war sie heute mitteilbarer über ihr Leid gewesen, als gegen andere seit Jahren. Frau Barbara lauschte mit offenem Munde solch erstaunlichen Dingen und erfreute sich dabei des nämlichen Grusels, das ihr beim Anhören von Gespenstergeschichten in der Spinnstube über den Rücken lief. Sie vermochte die Berichte der Freundin nicht zu fassen, aber sie fühlte deren echtes Leid und zeigte ihr dafür eine so warme Teilnahme, dass den traurigen Augen der Hellseherin seit langem zum erstenmal wieder Tränen entquollen. Natürlich liessen sich bei diesem Anblick auch die stets zum Strömen bereiten Zähne Barbaras nicht zurückhalten. Eine Weile umfingen sich die beiden verschiedenen Frauen und weinten miteinander: Die schlanke zarte Agnes leise, den so lange verhaltenen Ausbruch als befreiende Wohltat empfindend, Barbara aber geräuschvoll und herzbrechend, aus lauter gutmütigem Mittun.

Endlich löste die Edelfrau die festen Arme der Freundin, die sie noch immer umschlungen hielten, und sagte: «Sei bedankt, du. Hast mir etwas Gutes erwiesen.»

Das verstand zwar die einfältige Frau Barbara noch weniger, aber sie zerbrach sich den Kopf darüber nicht und freute sich, dass die Trauer der andern gemindert sei. Während des gemeinsamen Weinens war ihr der Gedanke gekommen, zu forschen, ob die Freundin auch ihr etwas weissagen könne. Doch sie bereute die Frage, kaum war sie

Der Kampf mit dem Toten

*Erzählung von
Emanuel Stickelberger*

Verlag: Huber & Co. AG,
Frauenfeld

Pressrechte und Vertrieb:
Neue Presse Agentur (NPA),
Heimstrasse 3, Frauenfeld

ihr über die Lippen; denn der Ausdruck stiller Ruhe, der für einen Augenblick über den verhärmten Zügen der Edelfrau geruht hatte, wich einem solchen des Entsetzens.

Ober der Mittheilbarkeit über ihre unselige Gabe war das Hellsehen gleichsam von ihr gewichen; jäh herbeigerufen, stellte es sich in seiner ganzen Unerbittlichkeit ein. Ihre Augen schienen wie aus weiten Fernen gebannt und rundeten sich, als schauten sie Furchtbares.

In Frau Barbara kämpften Neugier, angstvoller Schrecken und Mitgefühl. Die Neugier siegte.

«Sag mir, was es ist», bat sie. «Sags», bettelte sie eindringlicher, als jene den Kopf schüttelte, und fügte tröstlich ermunternd bei: «Ich glaube dirs doch nicht!»

Die Hellseherin starrte sie mit leblosem Blick an. Wie von einer fremden Macht getrieben, stiess sie hervor: «Ich erblicke dich in schwarzem Witfrauenschleier!»

«Ist das alles?», rief Frau Barbara enttäuscht. «Das war ja schon! Sage mir doch von der Zukunft oder sonst etwas Geheimes.»

«Ja, von der Zukunft.» Die Besucherin sprach in einem Tonfall, als sage sie etwas Gelerntes her. «Wenn der Mond sich zum drittenmal wölben wird . . .» Sie brach ab. Ihre Augen weiteten sich unheimlich, nahmen den Ausdruck des Grauens an. Plötzlich fuhr sie sich über die Stirne und wendete sich zur Türe. Frau Barbara vertrat ihr den Weg und drang stürmisch in sie ein, weiterzureden. «Mir ist zumute wie einmal, da kurz darauf ein Raubmörder das Haus betrat! Ach Gott!», setzte sie mit ihrer natürlichen Stimme hinzu, «nun habe ich auch dir vorzeitiges Herzeleid gebracht, wie an jeden Ort, den mein Fuss betritt!» Mit heftiger Wehklage riss sie sich los und stürzte aus dem Hause.

Frau Barbara blieb mit merkwürdigen Gefühlen zurück. So wenig ihr kleiner Verstand die Ahnungen der Freundin begriff, die ihr als eitel Hirngespinnste erschienen, sie vermochte nicht, sich eines unheimlichen Gefühls zu erwehren. Es war ihr eine willkommene Ablenkung, den Abendimbiss zu rüsten, und die gewohnte, ihr trefflich anstehende Betätigung gab ihr das innere Gleichgewicht zurück.

Ein heftiger Wortwechsel auf der Gasse liess sie aufhorchen und ans Fenster eilen. Eifrig spähte sie den Rheinsprung hinauf. Und wirklich: Hatte sie oft schon umsonst oder um nichtiger Ursachen willen den Hals in die Gasse gereckt, diesmal ward ihrer Neugier Genüge. Sie kam gerade recht, um zu sehen, wie ein Mann dem andern den Dolch

zwischen die Rippen stiess, dem Zusammenbrechenden die Geldtasche entriess und in den dunklen Häuserschatten der schon fortgeschrittenen Dämmerung verschwand. Etliche Bürger setzten dem Flüchtigen nach, jedoch sichtlich ohne Erfolg, denn sie kehrten den Strassenrain bald wieder herauf, untersuchten die Ecken und Mauernischen und redeten vom rätselhaften Entweichen des Schächers.

Frau Barbara, erfüllt von dem grausigen Erlebnis, unterhielt sich darüber laut mit den Nachbarinnen, die gleich ihr der Lärm an die Kreuzstöcke und unter ihre Haustüren gelockt hatte; sie nahm mit schallender Stimme den Ruhm für sich in Anspruch, als erste auf dem Plan gewesen zu sein und die Vollbringung des Mordes mit eigenen Augen gesehen zu haben, bis die Scharwache, spät, doch sicher eintreffend, den schwatzenden Weibern Ruhe gebot.

Da wandte sich die Schalerin ins Haus, zu schauen, ob ihr Gemahl heimgekehrt sei, und ihm das Erlebnis zu künden. Der kam just mit dem Kellerschlüssel die Stiege herauf und staunte nicht wenig ob der Mär; er griff zum Hut und begab sich auf die Stube zum Psittich, um beim Becher ein Näheres über die Untat zu vernehmen.

Als er nach einer Stunde wiederkam und die Gatten sich zum Abendbrot setzten, wusste er nicht viel mehr. Der den friedfertigen Bürger ermordet hatte, musste ein welscher Fremdling, seine einzige Absicht feiger Raub sein; auf jenes deutete die Arbeit des Griffes seiner Waffe, die er sich nicht einmal aus der Wunde zu ziehen die Zeit nahm, auf dieses das Fehlen jeglicher Feinde seines friedfertigen Opfers.

Nachdem die Sache genügend besprochen war, erinnerte sich die Schalerin des Erlebnisses, das sie so eindringlich beschäftigt hatte, bevor jenes andere, noch stärkere, es in den Hintergrund treten liess. Und sie berichtete es dem Fürnach haarklein wie alles Aussergewöhnliche in ihrem gleichmässigen Leben, vermeinend, er werde die Reden der Besucherin mit einer seiner überlegenen, leicht hingeworfenen Bemerkungen als Weibergeschwätz abtun. Anstatt dessen nahm sie mit Verwunderung wahr, wie er ihrer Erzählung mit wachsender Unruhe folgte. Kaum liess er sie ausreden. Seine Züge glühten vor Zorn. «In den Narrenturm gehört die Waltpacherin, das besessene Weib!»

Er bereute den Wutausbruch sofort. Doch die Scherzworte mit denen er ihn abzuschwächen und die Worte der Hellseherin zu verhöhnen suchte, verfehlten jetzt ihre Wirkung. Sie blickte ihn befremdet an und re-

dete sich ein, seinen Ausdruck unstät zu finden; er aber vermeinte, im ihrigen lauernden Misstrauen zu lesen. Beide schwiegen verstört. Mählich zog die Dämmerung ein, fahl gaben die Kalkwände den trüben Schimmer aus den verbleiten Rundscheiben zurück. Sie würgte an den Bissen, er spülte sie mit Schlücken schweren Würzweins herunter. In der Luft lastete es wie bedrückendes Geschehen: Zwischen den beiden verdichtete sich etwas zu einer unsichtbaren Scheidewand.

Die Schalerin, die sonst nicht über des Tages Notdurft oder das unbekümmerte Auskosten der Stunde hinaus nachzusinnen pflegte, fühlte ein Grauen in sich entstehen, das mit dem Gruseln bei der Erzählung der Freundin am Nachmittag nichts gemein hatte: ein schreckhaftes Grauen vor dem schönen Mann ihrer Wahl. Um es zu meistern, setzte sie zu einer hilflosen Liebkosung an.

Er achtete ihrer Gebärde nicht, vernahm nur den ungewohnten dünnen Klang ihrer Stimme; ihr Lächeln wollte ihm trotz der einbrechenden Dunkelheit hämisch und böse, ihre Absicht hinterhältig erscheinen. Und das Grauen übertrug sich auf ihn; sein Versuch, es mit einem derben Worte zu verscheuchen, misslang. Die eigene Stimme drang jetzt hohl und fremd an sein Ohr. Die Luft im Raume schien durchsetzt von einer übersinnlichen Gewalt, die jede selbständige Regung tötete.

«Es ist, als weilten die Geister Abgeschiedener um uns», raunte Frau Barbara und griff nochmals scheu nach des Gatten Hand; das Grauen vor ihm war einem stärkeren gewichen: dem vor dem Unbekannten. Mit einem erstickten Schrei wich sie zurück: Seine Hand war leichenkalt und doch nass von Schweiss.

«Vielleicht gar die Geister Ermordeter!», höhnte er; «die mondsüchtige Waltpacherin hat dich angesteckt.»

Sie ermannte sich mühsam zu Gebeten für die armen Seelen im Fegefeuer.

Ihr Lispeln füllt eine Weile die Stille des Gemaches wie bei einer Totenwache.

Er wollte kräftig auf den Tisch schlagen, um sich von dem Bann zu befreien; doch er fühlte sich gehemmt wie ein Träumender.

Während das geängstigte Weib ein Vater-unser um das andere murmelte, suchte ihr Geist angstvoll nach einer Erklärung des Geschehnisses. Jäh unterbrach sie sich.

«Jerg, du hast ein grässliches Geheimnis, das verbirgst du mir nicht länger!»

Die offene Anschuldigung löste die unheimliche Starre, die ihn umfassen hatte. Sein Geist war beweglich genug, die Lage ohne

Verzug zu seiner Rechtfertigung auszunützen. «Wohl», sagte er. «Es ist ein Geheimnis in unserm Haus. Ich schwieg dir davon um deiner Ruhe willen: Mein gutes Herz hat mich zu einer Tat verleitet, die uns in Ungelegenheiten bringen kann!»

Er hielt ein, als überdenke er einen folgenreichen Entschluss. Mit geheuchelter Ruhe fuhr er fort: «Der Verfolgte weilt bei uns: das mag der Waltpacherin der Teufel verraten haben.»

«Bei uns, der Raubmörder!» Trotz ihrer masslosen Ueberraschung fiel ihr eine Zentnerlast vom Herzen; sie wunderte sich selbst darüber und schämte sich des heimlichen Verdachts.

«Ich stand auf der Hausschwelle, als die Tat geschah, sah den Angreifer den Mauern entlang fliehen und seine Verfolger ihm nachsetzen. Da fasste ich Mitleid mit dem Unseligen; ich zog ihn, als er vorüberschlich, in den Hausflur und verbarg ihn im Keller.»

Bebend lauschte Frau Barbara dem seltsamen Bericht. Mitleid mit einem fremden Meuchelmörder?

«So wahr die schmerzreiche Gottesmutter mir gnädig sei in meiner letzten Stunde, ich sah ihn noch nie, weiss von ihm weder Namen noch Stand; der Sprache nach ist er aus ennetbirgischen Landen.» Sie hörte seinen Worten an, dass er nicht log.

«Und was gedenkst du mit dem Mörder zu tun?» Das unheimliche Gefühl beherrschte sie, einen von der Behörde gesuchten Schächer in ihrem ehrlichen Heim zu wissen; daneben schoss ihr die hausfrauliche Sorge um ihre Milchschenken und das Fässlein alten Schlienger durch den Sinn, mit denen der Eingesperrte den schützenden Kellerraum teilte.

«Ihn sobald als möglich fortzuschaffen! Ein Kahn, zur Nachtzeit von unserer Salmenfalle abgestossen, flüchtet ihn in einigen Stunden in den Sundgau; damit sind wir aus dem Ding.»

«Wärs nicht einfacher, wir zeigten ihn dem Rat an? Man würde ihn holen, ohne dass wir uns weiterer Gefahr aussetzten, und der Mörder empfinde seinen Lohn.»

Er fuhr auf. «Damit ich hart gebüsst werde, ihm Unterschlupf gewährt zu haben? Wer glaubt mirs, dass ich den armen Teufel aus Gutherzigkeit rettete? Man wird mich offen oder insgeheim des Einverständnisses mit ihm bezichtigen. Alsdann ist's um die schönen Aemtlein geschehen, die du für mich erhoffst, und eine Wahl in den Rat können wir für alle Zukunft in den Schornstein schreiben.»

Die Schalerin liess den Kopf hängen. Um gleich wieder weinerlich aufzufahren.

«Dann fort, fort, nur fort mit dem Unfreund! Solange er unter unserm Dache weilt, habe ich keinen ruhigen Augenblick.»

Das war dem Junker recht. Er griff nach dem Lichtstock und machte sich auf die enge Stiege zum Keller. Knirschend drehte sich der Schlüssel in dem schweren Schloss; er stiess die Türe behutsam auf und spähte, in den dunkeln Raum leuchtend, umsonst nach dem Insassen. Auch auf seinen gedämpften Anruf ward ihm keine Antwort. Erst als ein Geräusch seinen Blick in einen Winkel zog, gewährte er das wachsbleiche Gesicht einer an die Wand gedrückten Gestalt.

Er tat einen Schritt vor. «Fürchte nichts! Ich will dir zur Flucht helfen.»

Eine heisere Stimme raunte scheu: «Den Häschern ausliefern, meint Ihr!»

Der Junker wiederholte seine Worte. Doch noch gab der Bursche sein Misstrauen nicht auf. Ungläubig stotterte er: «Weshalb wollt Ihr mich retten?»

Der Fürnach begann die Geduld zu verlieren. «Ist dirs nicht recht, so kann ich den Stadtknechten pfeifen!»

Dem armen Teufel dämmerte es plötzlich, dass ein unerhörter wundermässiger Glückszufall ihm zu Hilfe komme. Er hielt dem Junker die Geldtasche seines Opfers entgegen.

Der wehrte ab. «Behalt dein Sündengeld und folge mir.»

Der Bursche machte grosse Augen. «Ihr kennt mich doch nicht. Wie kommt Ihr zu der Guttat?»

Da ergriff ihn der Fürnach mit starker Hand am Kragen und schob ihn vor sich die Stiege hinauf. Oben sah er einen Schatten forthuschen: Er hatte es erwartet, dass seine Frau lausche.

Vom Erdgeschoss öffnete sich ein Türlin zur Treppe, die den steilen Rain hinunter zum Fluss führte. Leise brachte er den zitternden Begleiter durch das dichte Laub der Büsche an die Mauer, die sich aus der dunkeln Flut erhob, und wo neben der Salmfalle ein angeketteter Kahn schaukelte. Mit wenigen Worten gab er ihm Weisung, durch die Holzpfeiler der Rheinbrücke zu steuern und erst weit hinter den Stadtmauern zu landen. Dann löste er den Nachen und bot ihm, mit der linken Hand die Kette haltend, die rechte: «Hier, diese Leiter hinab. Und leb wohl!»

Noch zögerte der andere. Jerg fühlte ein Paar stechende Augen im matten Schimmer des Wassers auf sich ruhen und vernahm

deutlich, überdeutlich die Worte: «Vergelts Gott, Bruder! So handelt keiner, der nicht selbst einen Mord beging und weiss, was es heisst, die Häscher auf den Fersen zu haben!»

Wie von der Tarantel gestochen fuhr der Fürnach auf und packte den Fremden im Genick. «Das ist des Teufels Dank, Elender!» Und er hub an, den Ueberraschten mit gekralten Fingern zu würgen. Der aber, wiewohl um Haupteslänge kürzer, war gelenkiger. Er entwand sich wie ein Aal, und zwischen den beiden Männern entspann sich ein Ringen auf Leben und Tod. Dem Fürnach, stark und streitgewandt, gelang es, den Gegner mit den Armen von hinten zu umfassen. Da wimmerte dieser: «Lass los: Unsere Zunft muss zusammenhalten!»

«Du lügst. Sag, dass du lügst!», keuchte der Junker und hielt ihn mit eisernem Griff umschlungen.

Auch der andere war ausser Atem. «Warum... liegt dir... daran, he?», versetzte er frech und holte zu rascher Wendung aus. Er bekam einen Arm frei und vermochte den Gegner unterm Bein zu fassen. Fürnach schwankte, fiel und riss ihn mit sich. Liegend rangen sie weiter. Immer mehr näherten sie sich der Brüstung, von der sich die Mauer in den Strom senkte. Plötzlich fühlte der Junker die Geldtasche, die er vorhin ausgeschlagen hatte. Er riss sie an sich und warf sie zurück. Dann richtete er sich halb auf, packte den Liegenden fest um die Hüfte und schwang ihn, zu starkem Wurf ausholend, über das Geländer.

Als er das Aufschlagen des Körpers im Wasser hörte, kam er zu sich wie aus schwerem Traum. Ernüchert sah sein scharfes Auge den Fremden auftauchen und auf den Weidling zuschwimmen, der losgelöst dahintrieb. Dann verschwand beides in den Schatten der Rheinbrücke; er gewährte nicht mehr, ob der Flüchtling das Fahrzeug noch erreicht hatte. Langsam erstieg er die steile Treppe. Auf halber Höhe angelangt, entsann er sich der Geldtasche, kehrte um und barg sie unter seinem Wams.

Frau Barbara erwartete ihn klopfenden Herzens. Sie hatte den Streit an der Lachsfalle vernommen und brannte auf seinen Bericht. Er gab einsilbig Bescheid. Der Schelm sei fort; sie solle froh sein, dass die Sache abgetan und er für alle Zukunft von seinem guten Herzen gegen Unbekannte geheilt sei. Weitere Fragen schnitt er ihr unwirsch ab. Und er griff nach einem Krug, um Wein zu holen; nach der Unruhe der letzten Stunden solle ihn der Trunk laben. Ob sie ihm das etwa nicht gönne, Sommer Botz Marter!

Im Keller angelangt, schob er den Riegel vor und zog die Geldtasche des Ermordeten heraus; aber kaum hatte er einen habgierigen Blick hineingetan, schleuderte er sie mit einem Fluch von sich: Kupfermünzen, sonst nichts! Entweder hatte der Räuber den wertvollen Inhalt schon an sich genommen oder seine Untat umsonst begangen.

Missmutig füllte er den Krug und stieg die Treppe hinan. Im Erdgeschoss blieb er unschlüssig stehen. Sollte er sich wieder zu dem neugierigen Weib begeben, die ihm heute wie das schlechte Gewissen vorkam? Er besann sich anders und trat in die Stube Voltschi des Webers ein, der das untere Stockwerk bewohnte.

«Lasset uns selbander einen Trunk tun!», redete er den Hausgenossen an. Der rückte erstaunt zur Seite, um dem späten Besucher neben sich Platz zu geben. Beide taten einen tiefen Zug. Der Weber kniff ein Auge zu. «Tut die Frau nicht gut, dass Ihr Euch zu mir verzieht?»

Die leichten Worte sagten dem Junker nach den gewichtigen Erlebnissen zu; er beeilte sich, auf den Ton einzugehen.

«Getroffen, Meister! Weibergeschwätz und Geflenn fachen einem mitunter einen Sturm im Kopf an, verfluchter als jedes Himmelswetter. Anders ein ehrlich Männerwort unter biedern Nachbarn. Künftig machen wir es öfter so.»

«Kann mir recht sein», meinte Voltschi. «Mit Verlaub, der Markgräfler ist nicht uneben; meiner ist dagegen ein Krätzer.» Er tat herzhaft Schlücke.

«Gut so! Tut wacker Bescheid. Das Fässlein ist noch halbvoll.» Er nahm dem Weber den Krug aus der Hand und sog mit durstigen Lippen am Ausguss. Wohlig durchströmte es ihn. Er reckte sich auf der Ofenbank.

«Voltschi, bei Euch ists gut sein. Ihr habt das schönste Leben: Webt Euern Schürlietz, streicht den klingenden Lohn ein und lasst Euch nach Feierabend nichts mehr anfechten.»

«Ho, es lässt sich aushalten. Aber dass Ihr von der Hohen Stube mich beneiden solltet!» Er schüttelte das Haupt und nahm das Trinkgefäß zuhanden.

«Das versteht Ihr nicht. Das Müssiggehen bringt mehr Sorgen und Unruhe, als sich der gemeine Mann träumen lässt.»

Der Fürnach verfiel selbst eine Weile ins Träumen über die Verschiedenheit des geordneten Lebens des andern und seines unständigen Wandels.

«Der Krug ist leer», versetzte der Weber trocken.

«Leer?» Fürnach schrak aus seinem Sinnen auf; die letzten Worte des entwichenen Raubmörders hallten ihm plötzlich in den Ohren.

«Einfältiger Schelm!», lachte er halblaut und gedachte des Bades im eiskalten Strom, das jenen seine Frechheit gekostet hatte.

«Was!», fuhr der Trinkkumpan auf.

Der Fürnach wischte sich mit der Hand über die Stirn. Dann reichte er sie begütigend dem andern. «Nichts für ungut, Meister: Ich meinte nicht Euch.»

«Ich wüsste nicht, wer ausser uns beiden noch da wäre!»

«Einen andern hab ich im lauten Denken Schelm genannt. Jetzt geh ich, die Kanne füllen.»

Voltschi schüttelte knurrend das Haupt, nur halb überzeugt. «Ist mir neu, dass Ihr spinnt!» Doch da der Junker wieder in den Keller ging, gab er sich zufrieden.

Wachsbleich, mit geweiteten Augen kam Jerg zer Sonnen zurück und vermochte kaum, den Krug auf den Tisch zu stellen. Als er den Hahn zudrehte, hatte er einen Blick nach der Ecke geworfen, wo zwei Stunden zuvor sein unheilvoller Gast stand. Da war ihm gewesen, an derselben Stelle stehe wiederum eine Gestalt, die ihn unverwandt mit grässlichen Augen anstierte.

Um das Gesicht zu scheuchen, trank er dem Weber lärmend zu. Der tat bedächtig Bescheid.

«Voltschi», sagte der Fürnach, «Ihr habt recht: ich spinne. Ich spinne, weil mir an Euerm Ofen so verdammt wohl ist. Ich spinne wie ein Kater hinterm Ofen. Hahaha, Voltschi, wie ein Kater!» Er schlug ihm laut lachend auf die Schulter.

Der Meister fand, sein Hausgenosse vertrage wenig Markgräfler, in Anbetracht dessen, dass sie erst beim zweiten Krüge waren.

«Am warmen Ofen, ja», fuhr der Redselige fort, «bei einem Biedermann und einem ehrlichen Tropfen, da kann einer ein frisch Wort von der Leber reden und des Daseins Unrast vergessen.»

Der Weber stimmte zu und wunderte sich über die langen Züge, die jener tat: Fuhr er so fort, so war er bald trunken. Und er selbst sprach dem Wein seltener zu.

«Man berichtet sich diese und jene Zeitung aus der Stadt», schwatzte der Junker, «und tauscht die Meinungen darüber. Zum Exempel über den Mord, der fast unter unsern Fenstern geschah. Unvorsichtig ohnegleichen, der Bösewicht!»

«Ho, mich bedünkt, an der Vorsicht habe es ihm nicht gefehlt. Man hat ihn bis heute nicht gefasst.»

«Er kann mit dem Gottseibeius im Bunde gewesen sein», meinte der Fürnach scheinbar gleichmütig.

«Eine billige Deutung!»

Jergs Ausdruck ward lauernd. «Wisst Ihr eine andere?»

Der Meister zuckte die Achseln. «Dass der Teufel sich eigens herbemüht habe, den Täter zu holen, mag ein Dümmerer glauben,»

«Wie aber, wenn ein Anwohner ihm Zuflucht geboten hätte?»

«An der Gasse wohnen nur ehrliche Ritter und Bürger», sagte Voltschi bedächtig. «Wer unter ihnen sollte mit dem Schächer gemeinsame Sache gemacht haben? Ja, wärs am Kohliberg begangen worden, wo das fahrende Volk zu Hause ist!»

«Aber aus Mitleid etwa, aus Mitleid mit dem armen Teufel, Voltschi?»

Er spinnt schon wieder!, dachte der Weber. Und laut sprach er: «Solch unchristlich Mitleid mit einem Raubmörder im Augenblick, da sein unschuldig Opfer noch nicht erkaltet ist? Der es ausübte, wäre ein noch grösserer Schelm als der Räuber oder er gehörte in den Narrenturm. Solche wohnen keine am Rheinsprung.»

Mit Mühe zwang sich der Fürnach zu ruhiger Ueberlegung.

«Ihr habt recht, Voltschi. Schelme und Narren gibts in der Nachbarschaft keine. Aber wenn ein biederer Bürger dem Schächer doch die Türe geöffnet und ihn in seinem Hause verborgen hätte, um ihn später durch ein Hintertürlein entweichen zu lassen, was dann?»

Der Weber schwieg; er konnte nicht folgen. Den Junker verliess unter der Wirkung des starken Weines alle Vorsicht. «Denkt einmal nach, Voltschi. Gesetzt, es habe es ein biederer Nachbar doch getan, gesetzt, gesetzt: Was kann sein Beweggrund sein?»

«Ich weiss keinen», brummte der Weber, nunmehr überzeugt, der Fürnach sei erheblich berauscht.

«Aber *ich* weiss einen!», schrie dieser und presste des andern Hände wie mit eisernen Klammern.

Plötzlich kam ihm dunkel zum Bewusstsein, er stehe im Begriffe, eine halbsbrecherische Torheit zu begehen. Wie ein Blitz der Ernüchterung zuckte es in seine von Geistesanspannung und Trunkenheit überschwengliche Stimmung und zündete scharf in seine gefährdrohende Lage; aber er fühlte sich zur Abwehr nicht mächtig. Das Verstandeslicht war unbequem; es musste zugedeckt, die vorherige wohlige Dämmerung wieder hergestellt werden.

Er erhob sich. «Voltschi, ich gehe, den Krug wieder zu füllen.» Plötzlich gedachte er der starren Gestalt in der Kellerecke. «Kommt mit!»

Der Weber widersprach. «Es ist genug, Junker. Zeit ins Bett für ehrliche Bürger!»

Der Fürnach aber bestand hartnäckig auf seinem Vorhaben. Da gab der andere nach. Damit er in seiner Trunkenheit nicht zu Falle komme, geleitete jener ihn widerstrebend die Stufen hinunter.

Jerg zer Sunnen schritt auf das Fass zu und öffnete den Hahn; er vermied es, nach dem Winkel zu blicken, wo ihn die Erscheinung geschreckt hatte. Mit Mühe nur widerstand er dem Drang dazu: sein Auge fühlte sich geheimnisvoll angezogen. Doch klang das anmutige, zuerst dumpfe, dann immer heller werdende Geräusch der sich anfüllenden Kanne seinem Ohr lieblich, und gab ihm so viel Sicherheit zurück, dass er einen scheuen Blick hinüberwarf. Aber obschon er erwartet hatte, die Gestalt wiederzusehen, stiess er einen erstickten Schreckensschrei aus. Deutlich gewahrte er einen Menschen; aber nicht mehr den flüchtigen Italiener vom Abend, sondern ein wohlbekanntes breites Antlitz mit platter Nase und wässerigen Augen: Augen, die elend blickten und aus denen gleichwohl ein Ausdruck höhnisch triumphierender Rache leuchtete.

Der Weber kam gerade recht, den Schwankenden zu stützen. «Ich sagte es ja, es sei genug. Nun vollendet die Kellerluft, was der Wein begonnen.»

«So schaut doch!», wimmerte der Fürnach und wies jammervoll nach dem Spuk.

Der andere sah nichts als die weisse Kalkwand. «Was denn?»

«Dort, dort, der Müller von Tambach, der Gemordete!», schrie der Junker. Das Entsetzen verzerrte seine Züge.

Voltschi bekreuzte sich. «Der Gemordete war der Rotgerber Schilling. Wenn Ihr seine arme Seele seht, warum redet Ihr von einem Müller? Doch was tut hier im Keller die Geldtasche?», unterbrach er sich, da sein Blick einen dunkeln Gegenstand auf dem Boden traf.

Bevor er sich danach bücken konnte, hatte sich der Ritter mit einem Schrei darauf gestürzt; sein Auge, das eben noch hilfeheischend und mit dem Ausdrücke des Grauens zum Nachbar aufgeblickt hatte, funkelte wie das einer sprungbereiten Katze.

«Ich begehre sie ja nicht!», sagte der beleidigt und wandte sich zum Gehen.

(Fortsetzung folgt)